

Jakob Stapenbrinck ließ das Blatt sinken und sah nachdenklich vor sich hin.

«Das verstehe ein anderer! Weiß der Döbel, was die Deern an Brasilien für'n Narren gefressen hat! Oder sollte das vielleicht mit diesem Herrn Dittmar zusammenhängen?»

«Tja, da wird mir nichts weiter übrig bleiben... des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Schön wär's gewesen... aber na, was nicht ist, ist nicht...»

Er stülpte die Mütze über den borstigen Schädel und verließ seine Kajüte...

Als Inge Jensen das Kaufhaus durch den Hinterausgang verlassen hatte, stand sie minutenlang zögernd in der engen Gasse, blickte beinahe ängstlich auf das bewegte Bild südländischen Lebens hin und wußte nicht, ob sie sich nach links oder rechts wenden sollte.

Und dabei erregte ihre Gestalt fast so etwas wie Aufsehen, ein kleiner frecher Negerbengel blieb vor ihr stehen und starrte zu ihr empor, als sehe er ein Wunder. Ihr blondes, goldfunkelndes Haar schien ihm etwas Unbegreifliches zu sein.

Hastig warf Inge noch einen Blick nach rückwärts, als befürchte sie, der Kapitän könne plötzlich hinter ihr auftauchen und ihre Flucht verhindern, dann eilte sie davon.

Lief, nur um fortzukommen aus der Gegend, in der Stapenbrinck auf sie wartete, um der Gefahr zu entgehen, ihm noch einmal zu begegnen, falls er sie suchen sollte.

Sie kam in die Avenida am Canal do Mangue, eine Prachtstraße, die den Ruf der Schönheit Rio de Janeiros zu befestigen geeignet war. Der Kanal eingesäumt von hoch in die Luft ragenden Königspalmen, die eine paradiesisch schöne Allee bildeten, wie sie der Europäer sonst nie zu sehen bekommt... links und rechts des Kanals wundervolle Bauten, Regierungspaläste scheinbar. Inge Jensen dachte es sich so, wissen konnte sie es natürlich nicht. An einer eigentümlich gebauten Kirche kam sie vorbei... ein gewaltiges Rund mit hohem, schlankem Turm in der Mitte als Krönung.



Mechanisch nur nahm sie das alles in sich auf und hätte schon nach Minuten nicht mehr gewußt, was sie gesehen.

Sie ging nur immer, kreuz und quer, darauf bedacht, nicht in die Nähe des Hafens zu kommen. Stand dann am Praça Maréchal Floriano...

Sah ein Kaffeehaus und betrat es nach kurzem Zögern. Nur ein wenig ausruhen wollte sie, ein bißchen zu sich selbst kommen. Die Unruhe betäuben, in die sie die Flucht versetzte.

Ein Kellner kam und fragte nach ihren Wünschen. Er sprach portugiesisch. Sie sah ihn verständnislos an. Nahm dann eine Karte vom Tisch und suchte, fand das Wort «Café negro» und deutete darauf. Bekam ein Getränk, wunderbar aromatisch, wie man es nur in der Nähe der Kaffeezentren der Welt, Sao Paulo und Santos, bekommt.

Und saß und dachte an alles.

Dachte an das letzte Jahr mit seiner Arbeitslosigkeit, seiner steigenden Not und Hoffnungslosigkeit. Und dachte an die letzten Monate, die ausgefüllt waren

mit einem immerwährenden, immer ver-zweifelter werdenden Warten.

Auf Briefe wartete sie.

Auf Briefe aus Brasilien.

Auf Briefe von Walter Wendt!

Und diese Briefe, die ein Jahr lang regelmäßig alle vier Wochen den Weg zu ihr fanden und ihr immer wieder das gleiche sagten: «Nur noch kurze Zeit! dann ist es so weit... dann kannst du kommen!» — diese Briefe blieben auf einmal aus.

Erst hatte sie an eine Verzögerung geglaubt, sie wußte von ihm, wie umständlich die Beförderung der Post aus dem zentralbrasilianischen Urwald manchmal war... sie hatte Tag für Tag nach dem Briefträger ausgeschaut, hatte ihn mit fiebernder Ungeduld die Treppe heraufkommen gehört — und hatte dann enttäuscht im Korridor gestanden, wenn er an ihrer Tür vorbeiging.

Zu der täglichen Not, zu den Unerquicklichkeiten, die der Verkehr mit der Wirtin, bei der sie ein möbliertes Zimmer gemietet hatte, mit sich brachte, weil sie immer wieder mit dem Mietzins im Rückstand bleiben mußte, kam die Sorge um ihren Verlobten, um Walter Wendt.

Walter Wendt war mit ihr bei einer Firma angestellt gewesen. Er als Ingenieur, sie als Sekretärin des Chefs. Sie hatten sich kennen gelernt im täglichen Umgang, hatten sich lieben gelernt und sich verlobt. Mit dem Heiraten hatten sie noch etwas warten wollen, bis bessere Zeiten kamen. Dann war eines Tages der Betrieb eingeschränkt worden. Walter Wendt befand sich unter den Abgebauten. Das war ein schwerer Schlag für sie gewesen. Inge Jensen war es gewesen, die den Mut behielt, die ihn aufrechtete, ihm sagte, daß er mit seinen Kenntnissen und seiner Tüchtigkeit auch heute noch ein Unterkommen fände... und er hatte es versucht. Und hatte es schließlich wegen völliger Aussichtslosigkeit aufgegeben.

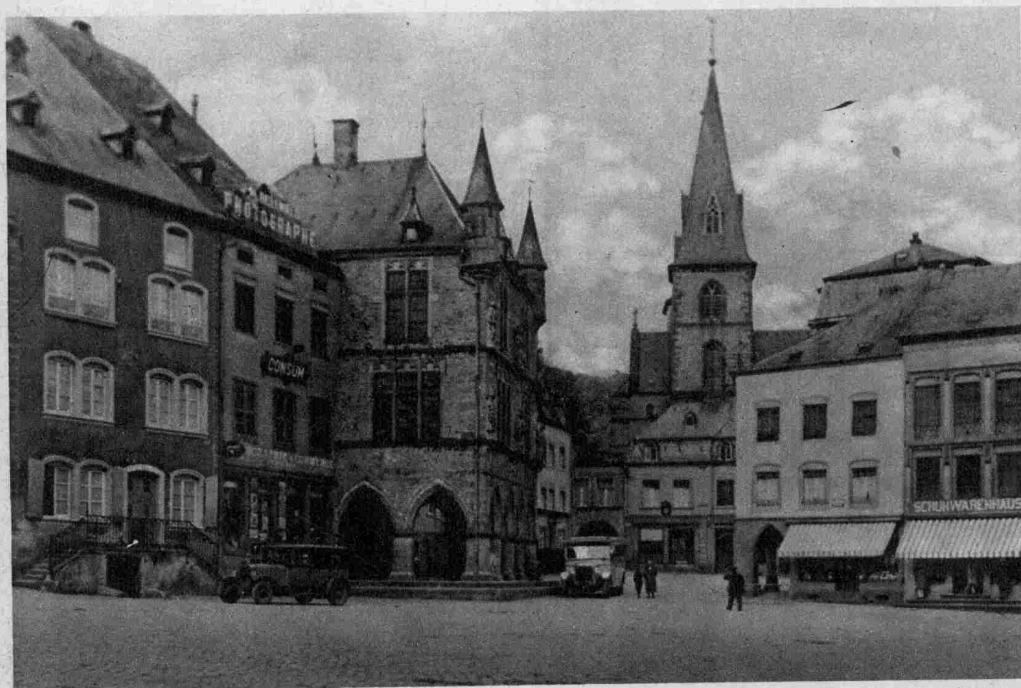
Da war ein Brief eines Veters aus Brasilien gekommen, der am Madeira im Innern des riesigen Landes Besitzer einer Estanzia war. Er brauchte tüchtige Arbeitskräfte und war bereit, ihn bei sich aufzunehmen. Sie hatten lange beraten — und dann war sie es gewesen, die ihm zugeredet hatte, das Angebot anzunehmen. Brasilien bot vielleicht noch Möglichkeiten. Dort konnte man noch etwas werden, sagte sie. Und wenn er festen Fuß gefaßt, könne sie nachkommen, und man könne auch drüben heiraten und glücklich werden.

Walter Wendt, immer ein wenig unentschlossen, schwankend in seinen Entscheidungen, hatte nachgegeben. Der Vetter hatte ihm eine Schiffskarte und etwas Geld geschickt.

Und dann war Walter Wendt gefahren.

Inge Jensen hatte ihm vor der Abreise geschworen, daß sie ihm die Treue halten werde und daß sie warte, bis er sie rufe. Sie hatte ihr Wort gehalten bis heute.

Anfangs waren die Briefe von ihm voller Hoffnung und Zuversicht gewesen. Dann waren Mißklänge darin. Er verstand sich nicht mit dem Vetter, und eines Tages kam ein Brief von ihm, daß er die Estanzia des Veters verlassen und auf der Hazienda eines Brasilianers eine Stellung gefunden habe, als einfacher Vaquero zwar nur, aber er werde sich schon hocharbeiten. Die Hazienda des Brasilianers lag an den Ufern des Arripantan, unweit seiner Mündung in den Madeira.



ROBERT SPOO

ECHTERNACH